

Texttheorie und Beelzebul

Die Impulse Christof HARDMEIERS<sup>1</sup> für die Methodik der Exegese

Harald Schweizer - Mainz

1. Einführung

Ein zunächst spielerisch erscheinender Einstieg in die Besprechung könnte so aussehen: die Beobachtung des Textes, in dem H. im Rahmen der Einleitung zum erstmalig sein Vorhaben vorstellt (S.14 Z.7 - S.15 Z.10), ergibt auf der Oberfläche bezüglich der am häufigsten begegnenden Wortstämme folgende Daten:

1. Absatz: 7 x /text/	6 x /theorie/
2. Absatz: 5 x /text/	10 x /theorie/

Der Wortstamm /theorie/ ist somit das Leitwort. Ebenfalls noch auf der Oberfläche ist feststellbar, daß die Wortstämme öfters in der Form des Kompositums /texttheorie/ begegnen (1. Abs.: 4 x; 2. Abs.: 1 x). - Fragt man nun tiefenstrukturell nach der Bedeutung solcher Komposita und stellt fest, /text/ spezifiziert das specificandum /theorie/, dann ergibt sich, daß tiefenstrukturell, semantisch die Dominanz des Wortstammes /theorie/ noch größer ist:

1. Absatz: 3 x /text/	10 x /theorie/
2. Absatz: 4 x /text/	11 x /theorie/

Der Erkenntnisweg bei der Oberflächenuntersuchung war äußerliches Beobachten, Wiedererkennen, Abzählen der realisierten Zeichengestalten; bei der Beschreibung der inhaltlichen Funktion, der semantischen Deskription, war die Kenntnis der Sprachkompetenz nötig, die den Sprecher der betr. Sprache befähigt, nicht nur äußerlich wohlgeformte Wortgruppen/Sätze zu bilden, sondern auch bedeutungsmäßig akzeptable. Semantik erfordert also Verstehen, "Introspek-

---

1 Christof HARDMEIER, Texttheorie und biblische Exegese. Zur rhetorischen Funktion der Trauermetaphorik in der Prophetie. BevTh 79, München 1978, DM 42,--.



tion"<sup>2</sup>.

Damit sind bereits einige wichtige Differenzierungen und Weichenstellungen aus H.s Arbeit angesprochen. In Bezug auf seinen einführenden Text selbst wird folgendes deutlich: der erkannten Dominanz des Wortstammes /theorie/ entspricht dann auch die ganze Arbeit. Die Theorie hat das Übergewicht. Der exegetisch untersuchende Teil ist nachgeordnet, bietet aber auch als solcher eine große Fülle von Stoff, Gesichtspunkten, bereichernden Anregungen, Problemen.

In dieser Besprechung gilt es daher auszuwählen. Der Ausrichtung der BN entsprechend soll als "Beitrag zur Grundlagendiskussion" das Verhältnis von Theorie und praktischer Textarbeit herausgegriffen werden. Inwiefern also bringt H. die Theoriediskussion, das Textverständnis voran? Wie schlägt er die Brücke zur Methodik? Wie ist das Verhältnis seines opus zu bislang vorgetragenen Theorien und Methodenlehren?<sup>3</sup>

## 2. Positionsbeschreibung

2.1 Der prophetische Klageruf meint "die Verbindung des Weherufes *hōj* mit der Bezeichnung einer Einzelperson, Personengruppe oder einer politischen Größe im Textanfang von Prophetenworten" (15). Die bisherigen Erklärungsversuche faßten "die Eröffnung einer großen Zahl von Prophetenworten mit *hōj* als Gattungsmerkmal" (16) und fragten folglich nach dem Sitz im Leben. Demgegenüber will H. nachweisen, daß es sich nicht um das "Stilmerkmal einer bestimmten Textgattung" (16) handelt, sondern um eine "von Amos geprägte und durch seine Unheilsbotschaft motivierte Stilfigur der Redeeröffnung, allgemeiner gesagt, (um) ein personenspezifisches rhetorisches Stilmerkmal" (17). - Es ist also zu erwarten, daß H. einiges zum Verhältnis Einzeltext - Gattung, geprägte Sprache - Sitz im Leben sagt. Die Auseinandersetzung mit der Formgeschichte deutet sich bald an (vgl. 24f) und wird noch oft aufgegriffen. Wie eine Forschungshypothese (Inhalte sind mit Ausdrucksformen fest verbunden) die Ergebnisse einer exegetischen Arbeit von vornherein determiniert,

---

2 Vgl. zu diesen beiden Erkenntniswegen auch H. SCHWEIZER, Was ist ein Akkusativ? ZAW 87 (1975) 139.144.- Den CHOMSKY'schen Begriff der Sprachkompetenz ergänzt H. (in Anlehnung an WUNDERLICH und HABERMAS) um den der "kommunikativen Kompetenz", d.h. es geht nicht nur um akzeptable Sätze, sondern auch um "einen intentions-, situations- und partnergerechten Vollzug von Kommunikationsakten" (H. 101).

3 Da interessieren natürlich vor allem die Bezugnahmen auf W. RICHTER, Exegese als Literaturwissenschaft, Göttingen 1971; K. KOCH, Was ist Formgeschichte?, Neukirchen <sup>3</sup>1974.



wird am Beispiel GERSTENBERGERS gut deutlich.

2.2 Von RICHTER übernimmt H. das Verständnis atl. Exegese als Literaturwissenschaft (vgl. 28). - Im Anschluß an den - im Theorieteil omnipräsenten - S.J. SCHMIDT<sup>4</sup> werden zwei Termini eingeführt: TEXTLINGUISTIK beschäftigt sich "mit den textinternen Komponenten der Texthaftigkeit (z.B. Signalisierung der Textkohärenz)" (34)<sup>5</sup>; die TEXTTHEORIE dagegen ist "der Text als sozio-kommunikativer Bestandteil einer sozialen, kommunikativen Interaktion" (34. Zitat von SCHMIDT). Textlinguistik ist zeichenorientiert, Texttheorie funktionsorientiert.

Diese Unterscheidung ist insofern akzeptabel, als ein textlinguistischer Immanentismus vermieden wird, also eine nur auf Grammatik-/Textprobleme ausgerichtete Forschung, die nicht auch die kommunikative Funktion der Zeichen in Betracht zöge, somit auch textexterne Faktoren. Damit ist aber lediglich das neu formuliert, was Formgeschichte und W. RICHTER ihrerseits schon betonten<sup>6</sup>.

2.3 Von den beiden neuen Termini wird dann lediglich die "Texttheorie" in Beziehung zur atl. Literaturwissenschaft gesetzt (vgl. 35ff), nicht die Textlinguistik, also nicht die praktische Umsetzung, Anwendung der allgemeinen texttheoretischen Einsichten. Zunächst wird die Texttheorie hochstilisiert. Erdrückend die Illokution (s.u.) des "Müssens": "Aufgabe ... ist zu nehmen... muß... sind zu koordinieren... Forderung... darstellen soll... Ziel ist; Funktion... zu ermöglichen... An einer in dieser Weise funktionsbestimmten Texttheorie [nämlich als "explizite Theorie sprachlicher Kommunikation"

4 S. 44 n. 64 wird zwar eingeschränkt, SCHMIDTs Ansatz werde durch H. nicht sklavisch reproduziert. Kritische Einwände gegen SCHMIDT sind Rez. nicht aufgefallen. Was es vor H. an Rezeptionen von Erkenntnissen der Linguistik gab, ist zu charakterisieren als: vorschnell, nicht reflektiert und damit verschleiend; es war eine "eklektische(n) Übernahme einzelner Theoreme" (51, dort auch die anderen Bezugnahmen). Aus all diesen Leiden kann erst der "texttheoretische Ansatz" (aaO) befreien. - Je schwärzer die Nacht, desto heller der Tag.

5 S. 33f n. 43 wird erläutert, was "Geschlossenheit eines Textes" bedeuten kann, sie könne "rein semantisch" aber auch explizit durch Pronomina bezeichnet werden. - Was ist "rein semantisch"? Was heißt hier "explizit"? Sollte H. meinen, die Pronomina seien ein reines Problem der Oberflächenbetrachtung, so daß semantische Kategorien nicht notwendig wären zur Identifizierung ihrer Funktion? Ich vermissem zudem einen Verweis auf RICHTERS "strukturelle Form" [vgl. RICHTER (1971) 82ff], das gilt auch für H. 146f: Was anderes versucht RICHTERS Tabelle sichtbar zu machen als die Textkohärenz?

6 Die Rede z.B. vom Sitz im Leben signalisiert ja seit langem die Tendenz, die Kommunikationssituation, in die ein Text eingebettet ist, zu rekon-



SCHMIDT zitiert S. 36] muß eine alttestamentliche Literaturwissenschaft ein vitales Interesse haben" (36f). - Das ist zunächst einmal der Stil einer schlechten Predigt: sie fordert, ohne daß sie verstehbar gemacht hat. Im Anschluß an die Vorstellung dessen, was Texttheorie ist, ließe sich dieser Stil eher ertragen.

Das Fazit sieht H. in zwei Punkten (42): "1. Texttheorie dient als Grundlagenebene, auf der einerseits Literaturvergleiche in kontrollierbarer Weise durchgeführt werden können und auf der andererseits Voraussetzungen und Schlußfolgerungen literaturwissenschaftlicher Untersuchungen innerhalb der Disziplin selbst explizierbar und überprüfbar werden... 2. Das Verhältnis von Texttheorie und (atl.) Literaturwissenschaft ist insofern ein offenes, als dieses Verhältnis durch das Wechselspiel von Analyse und Hypothese, von Theorie und Empirie bestimmt ist"<sup>7</sup>. - Dieser Sichtweise könnte man leichter zustimmen, wenn nicht der Eindruck, H. wolle gleichzeitig auf verschiedenen Zügen fahren, den Blick verstellen würde: H. setzt Texttheorie (nach SCHMIDT) ins Verhältnis zu atl. Literaturwissenschaft (nach RICHTER). Den - nach SCHMIDT - wichtigen Terminus "Textlinguistik" läßt er hier aus dem Spiel. Er redet auch nicht - was dem vielleicht nahekäme - im Sinne RICHTERS z.B. von Formkritik. Er scheint aber für die Umsetzung texttheoretischer Einsichten den - formgeschichtlich schon üblichen - Terminus "stilistische Untersuchung" (42) zu verwenden. Wie verhält sich diese zur Textlinguistik? Wie zur Formkritik RICHTERS (das wird im ganzen Buch nicht geklärt, obwohl offensichtlich Gemeinsamkeiten vorliegen)?

2.4 Die Versuche, linguistische Erkenntnisse in der Exegese anzuwenden, sind noch nicht zahlreich. Neben Einzelanalysen sind die Handbücher von RICHTER, FOHRER u.a., KOCH, die Arbeiten von GÜTTGEMANS, die Stellungnahme von KNIERIM zu nennen (vgl. 44f). Von GÜTTGEMANS abgesehen - gilt für die anderen Arbeiten, daß sie als Aufnahmen des Impulses von RICHTER zu verstehen sind, ihn einerseits in vielem nahezu kopieren (FOHRER u.a.), oder ihn bis zur Unsachlichkeit ablehnen (KOCH)<sup>8</sup>.

H. sieht drei Haupttendenzen in diesen - so unterschiedlichen Rezeptionen, die er dann alle auch für die eigene Arbeit reklamiert (vgl. 45f):

---

struieren. Zu Präzisierungen s.u. - Vgl. auch die Zitate von WANDRUSZKA bei H. SCHWEIZER, Elischa in den Kriegen, StANT 37, München 1974, 425 n. 233.

7 In gleichem Sinn schon RICHTER (1971) 37.

8 Vgl. KOCH (<sup>3</sup>1974) 331f; vgl. H. SCHWEIZER, Form und Inhalt, BN 3 (1977) 46.



1. die formgeschichtliche Methode ist revisionsbedürftig; (KOCHs Auffassung ist das natürlich nicht - was H. sieht)<sup>9</sup>;
2. die wissenschaftlichen Ergebnisse müssen intersubjektiv überprüf- und kommunizierbar sein (nach RICHTER);
3. die überlieferten Textgestalten sind analytischer Ausgangspunkt, also die Einzeltexte als "das primäre Datum literaturwissenschaftlicher Forschung" (nach RICHTER).

2.5 H. hält RICHTER entgegen, er vollziehe eine katabasis eis allo genos, wenn er die Ebenengliederung der Linguistik (phonologisch, morphologisch, syntaktisch, semantisch) übertrage auf Schritte der Textanalyse, die bereits "aus dem herkömmlichen Methodenkanon biblischer Exegese bekannt sind" (47). - Worin liegt hier das Argument? Wie - wenn sich eine solche katabasis als sinnvoll erweisen sollte? Ist eine Methodik nur gut, wenn sie nichts "Herkömmliches" enthält? Wieviel "Herkömmliches" enthält RICHTERs Formkritik, oder gar sein Gattungsverständnis? Selbst bei der Literarkritik ist die Differenz da, nicht bei den Kriterien aber doch bei der Zielsetzung (z.B. keine Quellenscheidung). H. macht in der Theorie keinen Versuch, ähnlich wie RICHTER<sup>10</sup> die Abfolge textanalysierender Schritte zu reflektieren. In der Praxis scheint er aber ziemlich genau RICHTERs Vorschlag zu entsprechen.

Die Leichtigkeit, mit der H. sich mit diesen Problemen auseinandersetzt, zeigen auch andere Stellen. S. 82 werden - theoretisch - die Formen nicht-identischer Textweitergabe typisiert: a) additiv; b) subtraktiv; c) transformierend. - So weit, so simpel. Die Schwierigkeit liegt nun aber darin, diese theoretische Erkenntnis rückwärts zu buchstabieren und dem Exegeten Kriterien zu nennen, mit denen er literarkritisch arbeiten kann! - S. 70 scheint es, als mache sich H. über RICHTERs Vorschläge lustig (z.B. "Beobachtung irgendwelcher (sic!) Doppelungen, Wiederholungen..."); er mißverstehet RICHTER, denn nach diesem hat die Literarkritik nur ein negatives Ziel: es wird erarbeitet, was nicht zusammengehört. Erst die Formkritik kann positiv die Einheitlichkeit eines Textes erweisen. Daher hängt H.s Einwand gegen RICHTERs Literarkritik in der Luft. - Gut ist, was H. S. 131 zum Be-

9 Noch in seinem Amos-Buch will KOCH "von den Prämissen der Textlinguistik aus(-gehen), die im Grunde nichts anderes sind als vernünftige formgeschichtliche Grundsätze"; K.KOCH und Mitarbeiter, Amos. Untersucht mit den Methoden einer strukturalen Formgeschichte, Teil 1, 15, AOAT 30, Kevelaer 1976.

10 Vgl. RICHTER (1971) 44.

11 H. zählt RICHTERs Kriterien der Literarkritik auf und meint, damit solle die Einheitlichkeit "erwiesen werden" (70).



griff der "Wiederholungen" sagt, daß diese nicht vorschnell literarkritisch verwertet werden dürfen, sondern eine legitime Redundanzerscheinung in einem Text sein können. Aber das konnte man auch früher schon einmal lesen<sup>12</sup>. - Daß H. den Problemen, die RICHTER unter den Stichwörtern Literar-, und Formkritik und auch in dieser Abfolge behandelt, nicht entgehen kann, ist offenkundig. Auf Schritt und Tritt muß er in sich kohärente Einheiten vom umgebenden Kontext isolieren, um auch die für seine Untersuchung wichtigen Textanfänge zu konstituieren (≙ Literarkritik)<sup>13</sup>, und er muß die Kohärenz dieser Einheiten wenigstens andeuten (≙ Formkritik). Damit arbeitet er praktisch, - wenn auch meist implizit, ohne die Kriterien genau zu klären - mit einer Ebenentrennung. Selten geschieht es so ausführlich wie zu Jes 5,18-24 (250-253). - Daß die Einheitlichkeit eines Textes neben literarischen Gründen auch durch historische erwiesen werden kann, ist neu (365.367). Damit verstößt H. gegen verschiedene Maximen: zum einen wollte er die überlieferte Textgestalt zum analytischen Ausgangspunkt nehmen (45), er dürfte die Kohärenz also nur rein literarisch beurteilen; zum zweiten ist es unkritisch, den mitgeteilten Inhalten a priori einen Referenzbezug, also historische Zuverlässigkeit zuzubilligen. "Einheitlichkeit" ist ein literarisches Problem und sonst nichts. Die Frage der Historie stellt sich erst viel später, wenn nämlich bezüglich eines literarisch einheitlichen Textes geklärt ist, was der so geformte Text mit welchen Wirkabsichten sagen wollte<sup>14</sup>.

2.6 Ein weiteres von H. in Auseinandersetzung mit RICHTER angeschnittenes Problem betrifft das schwierige Verhältnis von Form und Inhalt. Beides sind - darin hat H. sicher recht - keine Oppositionsbegriffe, so daß es wenig Sinn hat, nach der Grenze zwischen beiden zu fragen. Ausdrucksform und Inhaltsform sind qualitativ unterschiedene Merkmale jedes sprachlichen Zeichens (vgl. 47 n. 76).

H. ahnt dann bezüglich RICHTERS Formkritik eine grundsätzliche Schwierigkeit. Er lokalisiert sie aber wohl an der falschen Stelle. Außerdem klärt er seine eigenen Termini nicht: Der Begriff "Form" sei bei RICHTER mehrdeutig. Er meine die Gestalt der Ausdrucksseite, andererseits aber auch Inhaltsstrukturen (z.B. bei der inneren Form). - Mit der ersten Bedeutung wäre H. wohl einverstanden. S. 136 definiert er "Form" als "sinnlich wahrnehmbare Zeichengestalt einer sprachlichen Zeichenmenge", oder als "oberflächenstrukturelle Ausdrucksgestalt von Einzeltexten" (259 n.4). - Wenn Übereinstimmung in diesem Punkt besteht, - wo ist dann das Instrumentarium, die so verstandene "Form" zu analysieren? Es müßte eine Analyseverfahren sein, die lediglich die

12 Vgl. RICHTER (1971) 55; wird nicht zitiert.

13 Gelegentlich verzichtet er auf diesen Schritt ("es bedarf keines Einzelnachweises, daß ... in Textanfangsposition stehen" 302). An anderer Stelle (vgl. 45) hatte er gefordert, wissenschaftliche Ergebnisse hätten überprüfbar und kommunizierbar zu sein.

14 Vgl. SCHWEIZER (1974) 87-89.



Ausdrucksformen behandelt, eine sehr restriktive Syntax, der dann eine explizite Semantik/Pragmatik zum gleichen Text hinzuzufügen wäre, als Beschreibung der tiefenstrukturellen Bedeutungsebene. Beide so verstandenen Disziplinen sind für das Hebr. noch nicht ausgeführt<sup>15</sup>. RICHTERs Formkritik basiert somit noch auf der Syntax, wie sie in den klassischen hebr. Grammatiken vorgegeben war, d.h. Ausdrucks- und Inhaltsbeobachtungen sind hier schon (nicht erst bei der "Inneren Form") eng miteinander verwoben. Und in diesem Sinn kann man dann tatsächlich mit RICHTER in Einzelpunkten der Textanalyse fragen, ob die betr. Beobachtung eine mehr formale oder mehr inhaltliche ist. Diese - zeichentheoretisch unbefriedigende - Fragestellung verweist somit auf eine - allgemein noch gängige - unbefriedigende Grammatik. H.s Arbeit liefert den gleichen Befund: obwohl er von inzwischen erschienener Literatur profitieren konnte, kann er hinsichtlich der Semantik erst einige theoretische Gesichtspunkte (s.u.) liefern. Bezüglich der oben skizzierten restriktiven Syntax scheinen seine Vorstellungen noch schwächer zu sein<sup>16</sup>. Das ist kein Vorwurf. Man braucht von H. nicht zu verlangen, was andere Literaturwissenschaften z.Z. auch noch nicht bieten. Das gleiche sollte man aber auch RICHTER zubilligen im Blick auf das Erscheinungsjahr 1971: damals war man - z.B. im Bereich der generativen Grammatik - erst dabei, die Fiktion CHOMSKYs von einer formalen, (nahezu) inhaltsfreien Syntax (als alleiniger sprachwissenschaftlichen Disziplin) zu überwinden, und der Semantik zu ihrem Recht zu verhelfen.

Sollte es einmal für das Hebr. eine auf Grammatikebene (bis einschließlich der Textanalyse, denn der Satz als oberste grammatische Grenze genügt nicht) durchgezogene Analyseprozedur, und -terminologie nach obigen Gesichtspunkten geben, dann bliebe als Aufgabe immer noch, zu untersuchen: was von der semantisch/pragmatischen Gesamtinformation faßt ein Autor explizit in Worte, was aber läßt er ungesagt mitschwingen?<sup>17</sup> Daran ließe sich viel über die Interessen, Akzente eines Autors ablesen. Eine solcherart neu fundierte "Formkritik" - oder wie immer man sie benennen mag - ist noch nicht in Sicht.

15 Vgl. SCHWEIZER (1975) 143-145.

16 Eine Andeutung liegt - im Gefolge von K. HEGER - z.B. S.163 n.12 vor: es wird eine Wortartendefinition ins Auge gefaßt ("Nomen"), die sich allein an Erscheinungen der Ausdrucksseite orientiert und nicht nach semantischen Klassen fragt.

17 Denn eine semantische Deskription hat metasprachlich alles explizit zu machen, was an Informationen im Text steckt. Ein Text wird dabei aber homogenisiert, entindividualisiert. Vgl. SCHWEIZER (1974) 294-298. Vgl. bei H. zum ähnlichen Problem (Beispiel fiktionaler Texte) Zitate von SCHMIDT: S.68.



### 3. Texttheorie als Grundlage einer atl. Literaturwissenschaft

3.1 Texttheorie kann als Rahmentheorie einen Denkhorizont abstecken, "in welchem sich Einzelfragestellungen ordnen und präzisieren lassen" (52). Aber die Einschränkung steht auch am Anfang: man sei heute noch weit entfernt, diese Theorie zu operationalisieren, in Methodik der Textanalyse umzusetzen. - Dieses Kapitel ist sehr lesenswert. Hier können nur ganz grobe Linien wiedergegeben werden:

Fundamental ist die von SEARLE übernommene (55f) Neuformulierung des alten Modalitätsproblems, die bei jeder Äußerung unterscheidet zwischen Illokution und Proposition. Unter letzterer wird verstanden, daß sprachliche Zeichen für den Adressaten immer eine Anweisung sind, er solle sich auf die gemeinten außersprachlichen Sachverhalte beziehen (Referenz). Parallel dazu liegt in der Proposition die Aufforderung, sprachlich zwischen den geäußerten Lexemen (z.B. Nomen + Verb + Präpositionalverbindung) ganz bestimmte Beziehungstypen herzustellen (Prädikation). - Jeder propositionale Akt ist eingebettet in einen illokutiven, also traditionell formuliert: bei jedem Satz ist eine modale Komponente gegeben. Ein einfacher Aussagesatz, der - wie es scheint - ohne Modalität geäußert wird, kann z.B. ein Behauptungssatz sein (neben anderen Möglichkeiten, z.B. Aufforderung usw.).

Das führt auf einen weiteren Gesichtspunkt, den man oft vergißt: jede Äußerung stammt von einem Autor. Hat man also einen einfachen Aussagesatz, so wäre er zusammen mit seiner illokutiven Komponente wie folgt zu notieren: "[Autor XY behauptet:] Alle Exegeten sind fröhlich".

Die Beachtung des propositionalen Gehalts der Sätze eines Textes läßt die Mitteilungsabsicht (66), die thematische Orientierung erkennen, die illokutive Komponente führt auf die Wirkabsicht. Beides zusammen ergibt die "kommunikative Intention eines Sprechers bzw. Autors" (66).

3.2 Rez. ist mit diesen Gedanken SEARLES sehr einverstanden. Denn wenn hierfür einmal eine Methodik entwickelt ist, wird eine Textbeschreibung gegenüber traditioneller Exegese wesentlich differenzierter ausfallen. "Modalität" wird dann nicht mehr ein relatives Nebenproblem (nur dann beachtet, wenn z.B. bestimmte Adverbien vorkommen) sein, sondern ein zentraler Gesichtspunkt. Die Instanz des Autors, der Sachverhalte weitergibt, wird bewußter, so daß dann - hoffentlich - Kurzschlüsse von der sprachlichen zur Sachverhaltsebene schwerer fallen<sup>18</sup>.

<sup>18</sup> Vgl. die ähnlichen Versuche in dieser Richtung bei SCHWEIZER (1974): auf Satzebene 273-279 (mit der an franz. Linguistik orientierten Ter-



Eine Terminologie/Kriteriologie<sup>19</sup> wird es nicht leicht haben. Wegen der Fülle anfallender Gesichtspunkte wird es nötig sein, mit inhaltlichen Ebenen zu arbeiten. Satz- und Textbeobachtung sind zu trennen und doch aufeinander zu beziehen. Inwiefern auf Textebene formkritische (H. würde wohl sagen: stilkritische) Gesichtspunkte Signale illokutiver Art sein können, ist erst noch in größerem Umfang zu erforschen<sup>20</sup>.

#### 4. KHS = "kommunikatives Handlungsspiel"

Nach SCHMIDT (und der wiederum im Anschluß an WITTGENSTEINs "Sprachspiel") meint das KHS "den gesamten aktuellen Rahmen einer sprachlichen Handlung einschließlich der Sprechhandlung selbst" (72). Vier Merkmale konstituieren ein KHS: 1. "die globale sozio-kulturelle Einbettung in die Kommunikationsgesellschaft" (75; nach SCHMIDT; wir kommen darauf bei der Gattungsfrage und dem Problem "Sitz im Leben" zurück). 2. der Kommunikationsakt: neben

minologie: syntaktisches Prädikat/Prädikat-Operator vs semantisches Prädikat); auf Textebene 248-252 (Unterscheidung von inhaltlichem und formalem Ziel).

- 19 Eine akzeptable Paraphrase der Aufmerksamkeitsforderung unter den Gesichtspunkten: Illokution, propositionaler Akt bietet H. S. 303f. Eine feste Terminologie existiert hierzu noch nicht.
- 20 Für die Satzbeispiele liefert der von H. zitierte SEARLE zu wenig durchdachte Beispiele (z.B. Mahnung, Bitte, Frage...), als daß damit schon ein methodisches Instrumentarium gewonnen wäre. - Für die Textebene scheinen die Erfahrungen H.s nicht auszureichen. Er scheint nie, auch nicht probeweise, eine Formkritik im Sinne RICHTERS durchgeführt zu haben. Sein eigenes Forschungsinteresse konzentriert sich ohnehin mehr auf Teile von Texten (Texteröffnungen). Das zeigt im übrigen auch sein "Stil"-Verständnis (s.u.). Daher muß er es auch in diesem Punkt beim Referieren theoretischer Gesichtspunkte belassen. Vgl. auch S.149: die stilistische Varianz tangiert nicht das was, wohl aber das wie dessen, was geäußert wird. - Das ungenügende Stil-/Formverständnis wird in H.s Frage nach Stilnormen deutlich und in der Behauptung, Stilphänomene müßten - um als solche wahrgenommen zu werden - wiederholt auftreten (vgl. 149f). Die Frage nach Stilnormen (wer normiert? die klassische Rhetorik?) atomisiert einen Text, zerteilt das, was eigentlich ein Prozeß ist, in normierte und nicht-normierte Einzelteile. Die Behauptung der Häufigkeit läßt sich genauso umkehren: ein nur einmal begebendes Stilfaktum kann sehr wohl hervorstechen. Denn entscheidend ist nicht irgendeine Norm, sondern der umgebende Kontext. Vgl. den Verweis auf das Kontrastprinzip von M. RIFFATERRE in SCHWEIZER (1977) 43f. Vgl. auch Th.W. ADORNO, Ästhetische Theorie, Frankfurt 1973: "Prozeß ist das Kunstwerk wesentlich im Verhältnis von Ganzem und Teilen" (266), "Analyse reicht darum erst dann ans Kunstwerk heran, wenn sie die Beziehung seiner Momente aufeinander prozessual begreift, nicht durch Zerlegung es auf vermeintliche Urelemente reduziert" (262). - Um in diesem Sinn Aussagen machen zu können, muß der Text aber bezüglich dessen, was er wörtlich realisiert, zuvor sehr genau formkritisch untersucht worden sein.



der sprachlichen Äußerung ist mit "konkomitierenden Handlungen" (83; nach SCHMIDT) zu rechnen, Mimik, Gestik. Vgl. prophetische Zeigehandlungen. An diese akzeptable Beschreibung fügt H. eine äußerst gewagte Konsequenz (85): "auch wenn die untersuchten Texte von sich aus keine direkten Anhaltspunkte für etwaige Begleithandlungen hergeben (habe man) eine empirische Einzelhypothese aufzustellen, ob und wenn ja, mit welchen Begleithandlungen zu rechnen ist". "An dieser methodischen Konsequenz (werde) die heuristische Funktion einer Theorie deutlich" - meint H. - Ich fühle mich hier eher an ein Roulette-Spiel erinnert, an das Spekulieren mit Zufallstreffern, die ja per definitionem unüberprüfbar bleiben. Derartige Hypothesen sind wertlos. 3. Faktor des KHS ist nach SCHMIDT die "Kommunikationssituation", nämlich der objektive, räumlich-zeitliche Aspekt, der Wahrnehmungsraum, besondere Umstände, kopräesente Objekte (vgl. 85). Anhand dieses Kriteriums unterscheiden sich tatsächlich Texttypen (vgl. 87-89). H. weist auf situationsabstrakte Texte hin (und hätte als Beispiel Gesetzestexte nennen können). Erzählungen enthalten dagegen meist mehrere Kommunikationssituationen<sup>21</sup>; bei schriftlicher Kommunikation ist die "Kommunikationssituation räumlich und zeitlich grundsätzlich aufgespalten" (88).

4. Die Kommunikationspartner als Komponente des KHS (vgl. 89ff). Hier werden (Ziff. 2.2.4.1) verschiedene Rede- und Gesprächstypen vorgestellt. Eine lesenswerte Übersicht. Ziff. 2.2.4.2 erinnert daran, daß alles, was ein Text an KHS enthalten mag, "nur durch den Kopf des Sprechers bzw. Autors ... vermittelt" (94) wird. Das Verhältnis Sender - Empfänger ist also ein übergreifendes KHS (wieder mit den einzelnen Komponenten). Überzeugend ist dabei das Argument, daß man "in der Exegese viel zu sehr geneigt ist, vor allem ausdrucksformale Eigentümlichkeiten von Texten einseitig auf Wortschatz und Begriffswelt des Autors ... zurückzuführen" (97); denkbar ist nämlich "genauso eine Anpassung des Sprechers an den Sprachschatz seiner Kommunikationspartner" (aaO).

---

21 RICHTER wird vorgehalten, er isoliere "Lexeme des Handelns und Sagens" mechanisch-formal, statt daß er den Text im Sinn eines oder mehrerer KHS interpretiere (vgl. S.88 n. 55). - Ich halte es für sinnvoll; mit dem durch den Terminus KHS ausgedrückten Gedankengehalt zu arbeiten, möchte H. aber an sein Postulat erinnern ("Betonung der überlieferten Textgestalten als analytischen Ausgangspunkt" 45) und daran, daß RICHTER als Reihenfolge bei den einzelnen Schritten einzuhalten pflegt: Erhebung der vorgegebenen Daten; Interpretation/Wertung - eine exegetisch - wie ich meine - solide Prozedur. H. winkt vorschnell mit der Interpretation.



## 5. Entstehung, Erzeugung eines Textes

5.1 Die Darstellung dieses - zugegebenermaßen wichtigen - Punktes halten wir hier kurz, weil die Zusammenfassung des Überblicks den Einzelgesichtspunkten und -begründungen vollends nicht gerecht werden würde. Es sei lediglich hervorgehoben (auch in Erinnerung an unsere Ziff. 1; s.o.), daß neben der Oberflächenstruktur des Textes (die direkt zugängliche Ausdrucksgestalt; vgl. 113) mit einer "prälexikalische(n), logisch-semantische(n) Basis der Erzeugung von Sätzen bzw. Texten" (115) (=Tiefenstruktur) - in breiter Übereinstimmung mit heutiger Sprachwissenschaft gerechnet wird.

Das Problem ließe sich auch von der Frage her aufziehen: Wie ist es möglich, Sätze/Texte von einer Einzelsprache in die andere zu übersetzen? Wohl nur deshalb, weil es neben den Zeichengestalten und Kombinationsregeln, die von Einzelsprache zu Einzelsprache verschieden sind, allgemeinsprachliche Denkstrukturen gibt, die für eine Übersetzung die Vergleichsbasis abgeben.

5.2 Ziff. 2.3.1.2 führt eine Serie von linguistischen Termini ein, die geeignet sein können, das, was mit "Tiefenstruktur" gemeint ist, metasprachlich in Worte zu fassen, so daß damit auch gearbeitet werden kann. Im Sinn einer Erstinformation ist es instruktiv, was H. referiert zum Thema: Satz-begriff<sup>22</sup>, Aktant, Relator/Prädikator, semantisches Merkmal (Sem). Das sind in der modernen Linguistik/Logik inzwischen sehr geläufige Begriffe und man kann tatsächlich nur wünschen, daß sie sich auch bezüglich des Hebr. einbürgern. Denn dann würde explizit mit der Ebenentrennung zwischen Oberfläche und Tiefe gearbeitet<sup>23</sup>. Aber H. wird wohl der Meinung zustimmen, daß er nicht mehr bietet als einen groben Überblick. Das Stichwort "Dependenzgrammatik" fehlt ganz, auch der Name "TESNIERE" (für Aktant, Valenz), POTTIER (für Semanalyse). GREIMAS wird zwar erwähnt; man gewinnt aber nicht den Eindruck, daß er gründlich verarbeitet sei. Ob es sinnvoll ist, die Semanalyse der franz. Linguistik mit der deutschen Wortfeldforschung zu verquicken (vgl. 125) sei dahingestellt<sup>24</sup>. Bezüglich der Valenz erwähnt H.

---

22 Vgl. auch die Weiterführungen S. 179-188, die überzeugen und die hinsichtlich der Nominalsatztypen (Element-Klasse-Relation; Identität; Lokalisierung/Haben) an F.I. ANDERSEN, *The Hebrew Verbless Clause in the Pentateuch*, Nashville-New York 1970, erinnern, der aber anscheinend nicht verarbeitet wurde.

23 Vgl. dieses Anliegen bei SCHWEIZER (1974) 267f; (1975) 143f.

24 Vgl. das (mich) wenig überzeugende Buch von H. GECKELER, *Strukturelle Semantik und Wortfeldtheorie*, München 1971. Vgl. SCHWEIZER (1974) 426 n. 234.



nur die eine Möglichkeit: die Wertigkeit eines Relators/Prädikators hänge von der "Anzahl der Aktanten" (126 n. 106) ab, die sich um ihn gruppieren. Das Problem ist aber, daß in der Sprachbetrachtung die Aktanten kaum nur gezählt werden können - wie anscheinend in der Prädikatenlogik<sup>25</sup> -, sondern ihre Beziehung zum Prädikat auch qualitativ zu definieren ist. H. arbeitet später zwar nicht mit Semanalyse, wirbt aber dafür mit dem zutreffenden Argument (von SCHMIDT), "daß semantische Merkmale 'weniger zahlreich (also allgemeiner) sind ... als die Lexeme'" (126)<sup>26</sup>. Ganz nebenbei (127 n. 110) werden die Stichwörter "Thema-Rhema" bzw. "topic-comment" erwähnt (damit alles linguistisch Wichtige irgendwo mal auftaucht?): Es gehört wenig Prophetengabe dazu, wenn ich meine, daß dieses Begriffspaar bei der Textanalyse noch eine große Rolle spielen wird. Denn es wiederholt - auf Textebene - die Subjekts-Prädikats-Beziehung der Satzebene und kann eine große Hilfe sein, den Gedankenfortschritt eines Textes nachzuzeichnen.

## 6. Zeremoniell - geprägte Sprache - Gattung - Sitz im Leben

6.1 Für den prophetischen Klageruf war eine der Kontextbedingungen (vgl. 164; s.u. Ziff. 7), daß er nicht-zeremoniell verwendet werde. Dazu muß entwickelt werden, was mit "zeremoniell" gemeint ist. H. versucht dies auf S. 205-219. Er verweist zunächst auf Stellen, bei denen die Wurzel *SPD* das Trauerzeremoniell als ganzes bezeichnet (vgl. 206 - Ausnahme: Jes 32,12): das - je zu vermutende - Zeremoniell wird jeweils nicht näher beschrieben (vgl. Gen 50,10; 2 Sam 11,26 u.ö.).

Das zweite Untersuchungsfeld sind die Belege von *SPD*, wo die Wurzel eine unter anderen Bezeichnungen für Ausdruckshandlungen der Toten- und Untergangstrauer ist. Und da wird eine methodisch folgenschwere Bemerkung vorweggeschickt (vgl. 207): H. hält es für "gerechtfertigt, vom jeweiligen Erwähnungszusammenhang auf den möglichen Geschehenszusammenhang ... zu schließen".

25 Auch R. FREUNDLICH, Einführung in die Semantik, Darmstadt 1972, 8, redet vom Zählen der Stellen, die ein Aussagesemantem (=Prädikat) "zu seiner Sinnerfüllung" braucht. Das bloße Zählen genügt also nicht; es muß auch eine Vorstellung bestehen über die semantische Qualität dieser Wertigkeiten.

26 Genau diese Vereinfachung war ja in der Wortfeldforschung nicht vorgesehen. - Sehr wichtig ist das Zitat von SCHMIDT S.126 n. 109: Eine Sem-Bestimmung ist immer subjektiv; das kann aber kein entscheidender Einwand sein. Es kommt darauf an, "ob die hypothetisch eingeführten semantischen Merkmale im Rahmen eines Forschungsprogramms Ergebnisse bringen..., die intersubjektiv überprüfbar sind, und ob sie systematisch und konsistent verwendet werden".



Das heißt also: Sprachuntersuchung wird zugleich als Sachverhaltsuntersuchung durchgeführt. Schon zum dritten Mal vollzieht H. einen methodisch vorschnellen Schritt von der Ebene der Sprache zu der der außersprachlichen Wirklichkeit (vgl. noch oben Ziff. 2.5 und 4). "Zeremoniell", mithin der "Sitz im Leben", der nur - nach H.s eigener Aussage (vgl. 73) - über gemeinsame, typische Merkmale verschiedener KHSe erschließbar ist, wird als Vorgabe schon vorausgesetzt, so daß es nur noch um die genauere Beschreibung des Zeremoniells im folgenden geht. Ganz von der - uns nicht unmittelbar greifbaren - Sachverhaltsebene ausgehend, vermutet H. (vgl. 207), die Handlungsfolgen bei einem Ritus seien wohl sehr festgelegt. Das umgekehrte Problem, das für den Exegeten wichtig ist, stellt er sich nicht: ob nämlich in diesem Fall nicht auch sprachlich mit festgefügtten Äußerungen (Formeln; mehrere Formeln in gleicher Abfolge = Schema<sup>27</sup>) zu rechnen wäre. Während die "Formgeschichte" zwischen Form - Gattung - Sitz im Leben kurzschließt (vgl. H. 73 n. 36), tut es H. zwischen Sprache und gemeintem, nicht-sprachlichem Sachverhalt.

Bezüglich der Beispiele H.s (vgl. 208-210) heißt das: von den Texten her ist im AT von vielen Trauerbräuchen die Rede, die möglicherweise ein Klagegeschrei begleitet haben<sup>28</sup>. Aber nur wenige Texte überzeugen in dem Sinn, daß tatsächlich eine Art Ritus individuell geschildert werde (z.B. 2Sam 1, 11f; 3,31f). In den meisten anderen Fällen scheinen die verschiedenen "Ereignisdefinitionen" (GREIMAS) für Trauer austauschbar zu sein, so daß unsicher bleibt, ob es rein sprachliche Bilder sind oder fakultative, additive Trauerbräuche<sup>29</sup>.

---

27 Vgl. RICHTER (1971) 117ff.

28 Vgl. SCHWEIZER (1974) 386f. Eine Art SCHEMA und dahinter wohl ein Ritus als Sitz im Leben scheint nur auszumachen zu sein bei: Zerreißen der Kleider - Anlegen des *šaq* - SPD/BKY.

29 Gerade die von H. betont herangezogenen Texte (208) aus Ez 32 und Jer 48 sind in ihrer Metaphorik und Hyperbolik so evident, daß sie zunächst nur für den Nachweis taugen: wie verschiedenartig konnte - sprachlich - von Trauer die Rede sein? Die Texte erweisen für sich aber keine praktizierten Trauerbräuche. Vgl. zur Verdeutlichung ein konstruiertes Beispiel für "Ereignisdefinitionen" psychischer Vorgänge aus dem Deutschen: "Als ihm der Groschen gefallen war, daß er zuvor ein Brett vor dem Kopf gehabt hatte, platze ihm zunächst der Kragen, dann war er geknickt, schließlich am Boden zerstört". Hier wird auch niemand nach den äußeren Vorgängen fragen. Es ist - allein literaturwissenschaftlich - also nicht zu klären, inwiefern Trauer damals das Scheren von Glatzen und Bärten auslöste, das Wälzen im Staube, Einschnitte an den Händen usw.



6.2 Die klärende Kraft der oft beschworenen Theorie richtet H. zu Beginn seines Kap. 4 auch auf das Problemfeld: GATTUNG. Mir geht es bei den S.258-268 so, daß ich darin eine Reihe akzeptabler Feststellungen finde, im übrigen aber nicht weiß, was H. unter "Gattung" versteht.

Zunächst zum Einsichtigen: Gattung ist ein theoretisches Ergebnis der Wissenschaft (nach RICHTER, vgl. 261), begegnet nur im Einzeltext, im Gattungsexemplar, welches deshalb zu einer Gattung gezählt wird, weil seine Tiefenstruktur mit der Tiefenstruktur anderer Einzeltexte Gemeinsamkeiten aufweist. Da also diese Gemeinsamkeiten semantisch definiert werden, ist es konsequent zu folgern, daß Gattungsstrukturen nicht an der Ausdrucksgestalt der Texte erkannt werden können (vgl. 260). Logisch ist dann auch (vgl. 263), daß ausdrucksformale Konstanten (also wohl Formel, geprägte Wendung, Schema - in RICHTERS Terminologie) nicht zwangsläufig Gattungsmerkmal sind.

Nun die Schwierigkeiten:

6.2.1 Wenn die Tiefenstruktur des Einzeltextes sich zusammensetzt aus gattungsspezifischen Strukturmomenten und je individuellen Komponenten (vgl. 260), wie kann dann (vgl. 267) das Gattungsexemplar definiert werden als "oberflächenstrukturelle() Manifestation von Gattungsstrukturen"? Das ist sehr mißverständlich. Die Abstraktheit der Gattung (vgl. 261) rührt nach H. doch nicht daher, daß am Einzeltext von der Ausdrucksseite zur Tiefenstruktur vorangeschritten wird, sondern sie scheint doch in der Gemeinsamkeit verschiedener Tiefenstrukturen zu liegen. Wenn Gattung semantisch definiert wird, sollte man sie samt Gattungsexemplar auf dieser Ebene belassen<sup>30</sup>. Der Terminus "Gattungsexemplar" wird zu weit, wenn er auch noch besagen soll: die gattungsunabhängige Oberflächenebene des Textes ist mitgemeint. - So scheint H. - nur von der semantischen Ebene herkommend - mit genau der gleichen Mehrdeutigkeit zu arbeiten, wie er sie bei RICHTERS Form-

---

30 Wenn "Gattung" in diesem Sinn festgelegt werden soll, entsteht die Notwendigkeit, daß man diese semantisch abstrakten Gattungsstrukturen metasprachlich auch dingfest macht, zu formulieren versucht. Ist damit z.B. so etwas wie das Rechtfertigungsmodell (=semiotisches Modell) gemeint: eine logisch durchstrukturierte Form, die 4 semantische Merkmale (Seme) miteinander verbindet? Die tiefenstrukturelle Verwirklichung bei Ijob, dem Chronisten, Paulus ist jeweils individuell geprägt. Die oberflächenstrukturelle Umsetzung bei den dreien ist nochmals sehr verschieden. Vgl. H. SCHWEIZER, Zur Systematisierung der Theologie, ThQ 159 (1979) 60-66. -Die Auskunft von H., es dürfte schwierig sein, "genauer zu definieren, was eine Gattungsstruktur ist" (263), ermutigt nicht gerade, mit diesem Terminus zu arbeiten. Auf S. 275 wird eine "Gattungsstruktur" paraphrasiert.



Begriff feststellt (vgl. 47 n. 76).

6.2.2 H. vermerkt im Blick auf RICHTER, daß dieser den Begriff "Gattung" deutlich anders anwendet, nämlich auf Konstanten der Ausdrucksform (vgl. 264 n. 13). Gattung meint dort "einen Annäherungswert an das zu erkennende Strukturmuster einer Formengruppe"<sup>31</sup>. Auf die Probleme, die Gattungsbestimmung vom Inhalt her zu treffen, weist RICHTER auf den vorangehenden Seiten deutlich hin. Wenn H. dennoch "Gattung" semantisch definiert, muß er eben in anderer Weise der Tatsache Rechnung tragen, daß Texte auch ausdrucksformal ähnlich strukturiert sein können (bei u.U. sehr verschiedenem Inhalt). Dieser Punkt spielt bei H. keine sehr große Rolle; angesprochen ist er aber z.B. S. 150 unter dem Stichwort "Stilisierung" ("Rekurrenz sprachlicher Mittel in typischer Verteilung und Kombination" Zitat von SANDIG<sup>32</sup>). Dem Exegeten stellt sich hauptsächlich das Problem zu erkennen, wer womit was meint. Eine wesentliche sachliche Bereicherung durch H. vermag ich in diesem Punkt nicht zu sehen<sup>33</sup>.

6.2.3 Wenn man seiner Vorentscheidung treu bleibt, von "Gattung" in semantischem Sinn zu reden<sup>34</sup>, dann ist es richtig zu folgern, "daß u.U. verschiedenartigsten Ausdrucksgestalten von Gattungsexemplaren ein gemeinsames, gattungsspezifisches Strukturmuster zugrundeliegen kann" (263). Dies hebt H. gegenüber dem formgeschichtlichen Ansatz deutlich und gut hervor

---

31 RICHTER (1971) 132.

32 S. 268 wird von H. postuliert, neben eine - semantisch definierte - Gattungsanalyse sei eine Stilistik zu stellen, die "die oberflächenstrukturellen Stilkonstanten zunächst als Phänomene sui generis analysiert". - "sui generis" meint wohl: "eigener Art, Gattung". Wenn ich es recht sehe, fordert H. das, was RICHTER mit seinem Gattungsverständnis bietet. Auch das weitere Postulat einer "stilistischen Einzeltextanalyse vor (der) Gattungsanalyse" rennt offene Türen ein. S. 296-299 ist vom "Stilmuster des Zahlenspruchs" (296) die Rede; "offensichtlich ist der formale Charakter (!) der Gattungsstruktur" (297), dieses Textbildungsmuster ist thematisch nicht festgelegt (vgl. 298). - Nun ja. RICHTERs Formbegriff sei zweideutig (vgl. S.47 n. 76), was stimmt. H.s Gattungsbegriff ist's in frappierender Weise genauso. Das rechtfertigt niemanden, führt aber nicht weiter. Was H. hier vorträgt, fügt sich zu RICHTERs Gattungsverständnis. - Die Verwirrung wird aber komplett, wenn - S.301 - von "Gattungsstrukturen als Textbildungsmuster" die Rede ist. Ist das nun semantisch oder formal gemeint? H.s Ausführungen lassen beides zu.

33 Vgl. noch S. 261 den Verweis auf HEMPFERs "Definition": Gattungen seien "Normen der Kommunikation, die mehr oder weniger interiorisiert sein können. Da diese Normen aber an konkreten Texten ablesbar sind... (lassen sie sich verstehen) als *faits normatifs*". Wie sind sie ablesbar? Was heißt: *mehr oder weniger interiorisiert*?

34 Vgl. aber die Relativierung bei H. S. 262.301: Gattungsmerkmale sei-



(vgl. 267 u.ö.). - Merkwürdig sind jedoch immer wieder begegnende, in sich unabgestimmte Wertungen, die weder hilfreich noch notwendig sind, wenn man schon mit der Annahme arbeitet, Oberflächen- und Tiefenstruktur eines Textes seien je Ebenen sui generis<sup>35</sup>. Was soll die Bemerkung, "Detailstrukturen der Textoberfläche... (hätten) eine sehr viel geringere Relevanz" (120), als man gemeinhin glaubte, wenn bereits auf der nächsten Seite gesagt wird, sie hätten u.U. "einen erheblichen literaturgeschichtlichen Indizwert" (121). - Die Ausdrucksgestalt eines Textes hat - im Vergleich zum Mitteilungsgehalt - "marginalen Charakter" (147), ist aber keineswegs "irrelevant" (148). - Was nun?

6.2.4 Die materiale exegetische These in H.s Buch läuft darauf hinaus, daß syntaktisch der prophetische mit dem zeremoniellen Klageruf übereinstimmt (vgl. 254), und vermutlich sei dann auch die gleiche Bedeutung anzusetzen. Der Klageruf in der prophetischen Verkündigung ist jedoch in ein anderes KHS eingebettet: es geht nicht um die Totenbestattung, sondern um lebende Menschen, es geht nicht um einen einzelnen, sondern um eine Gruppe, und statt des erwarteten Lobes des Toten erfolgt ein Tadel der Lebenden (vgl. 317f).

Die Durchbrechung der Erwartung, welche allein schon durch das Äußern des wohlbekannten Klagerufs wachgerufen wurde, hat aufmerksamkeiterregende Funktion<sup>36</sup>. Damit dieser Übertragungsprozeß mit den genannten Effekten funktionieren kann, ist zweierlei notwendig:

---

en "primär" semantisch bestimmt. Was sind sie dann "sekundär"? Der Text sagt dazu nichts.

35 Mit Recht hatte H. (S. 47 n. 76) darauf hingewiesen, daß "Form" und "Inhalt" nicht als Oppositionsbegriffe (aus einem RICHTER-Zitat) verstanden werden können; beide sind notwendige Komponenten jedes sprachlichen Zeichens, keine miteinander streitenden Konkurrenten. Mir scheint aber, daß H. in den oben zitierten Stellen genau den gleichen Fehler einer Entgegensetzung macht.

36 Es ist hier nicht der Ort, zu überprüfen, ob H. die einzelnen Elemente seiner These tatsächlich exegetisch nachgewiesen hat. Der methodische Gedankengang ist nachvollziehbar. Vgl. auch die Zitate von HÖRMANN und MOLES bei SCHWEIZER (1974) 407f, sowie dort den ganzen Exkurs III. Das Problem ist nur, daß H. uneingeschränkt im Plural redet: "Die Propheten haben damit die Situation der Toten- und Ungangstrauer herbeizitiert und auf diese Weise einen ihrer Verkündigung angemessenen emotional-affektiven Assoziationshintergrund geschaffen" (319). Denn solche normwidrigen Übertragungen, wie sie Amos anscheinend als erster vollzogen hat, werden mit wachsender Häufigkeit immer weniger originell. Was bei Amos noch Aufmerksamkeit erregte, kann bei Ezechiel bereits gewohnt und üblich gewesen sein.



- a) das Vorhandensein sprachlicher, ausdrucksformaler Konstanten (=Formeln). Das Festgefügtsein des Satzes ist wichtig, damit ihn der Hörer nicht als Neuinformation versteht, sondern damit er ihn im Sinn eines "Wiedererkennens" aufnimmt.
- b) diese Formel muß eng mit einem kulturell-soziologischen "Sitz im Leben" verbunden sein, der mit dem Äußern des Satzes zugleich mit-assoziert wird<sup>37</sup>.

## 7. Nagelprobe: die exegetische Ausgangsbasis

Am Schluß des Buches steht apodiktisch: "Es ist deutlich geworden, wie Sprach- und Grammatiktheorie in die konkrete Analyse einer Stilform entscheidend eingegangen sind" (386). - An Selbstbewußtsein fehlt es weder dieser Aussage noch dem ganzen Buch, was wiederholt - abseits aller wissenschaftlichen Probleme und Kontroversen - als störend empfunden wird. Eine Rängelei, beim Wettlauf der Methodiker nur ja an der Spitze zu sein, dient weder der Sache noch dem eigenen Image. - Aber H.s Impuls sei aufgegriffen, so daß noch kurz die analytische Basis, die der Untersuchung zugrundeliegende Terminologie vorgestellt wird: Die Struktur des prophetischen Klagerufs wird wie folgt beschrieben (163):

"hōj + NOMEN	[+ Nominativ]
	[+ Aktantenbezeichnung: PERSON/POLITISCHE EINHEIT]
Kontextbedingungen:	[+ Textanfang]
	[+ prophetische Verwendung]"

37 Daß es geprägte Sprache auch abgelöst von einem "Sitz im Leben" gibt, ist keine Frage. Nur lassen sich damit dann keine Effekte - wie in H.s These - erzielen. Ich habe Zweifel, ob H. diesen Zusammenhang genügend bedacht hat: Parodierbarkeit zeige, daß das Textbildungsmuster frei verfügbar und nicht soziologisch festgelegt sei (vgl. 281). Ich behaupte dagegen: ohne die soziologische Gebundenheit kommt der Effekt der Parodie schon gar nicht zustande. Wie bei jeder Form von Witz müssen zwei Ebenen realisiert werden; die soziologisch "normale" wäre die eine, die kreativ "übertragene" die andere. Vgl. SCHWEIZER (1974) 423 n. 230. - Ein bloßes Zitieren freilich ist auch ohne Rekurs auf den "Sitz im Leben" möglich. Das ist ein rein innersprachlicher Vorgang. Im übrigen würde es sich lohnen, einmal neu zu reflektieren, wie es denn zur Beschränkung von Ausdrucksformen, also zur Ausbildung geprägter Sprache kommt. H. redet hier (73.281) allerdings vorwiegend von "Gattungen". Mir ist zu unklar, was er jeweils damit meint. Ich würde die Frage gern im Blick auf ausdrucksformale Konstanten stellen. Wer hat Interesse, sie zu gebrauchen? Unter welchen gesellschaftlichen Bedingungen kommt es überhaupt zu ihrer Ausbildung?



Hierzu einige Anmerkungen: Es ist eine Sache, im Blick auf RICHTER zu sagen, die "Ebenengliederung aus der Linguistik" in die atl. Literaturwissenschaft zu übernehmen, bedeute eine katabasis (vgl. 46), denn diese sei ein "gegenstandsorientierte(s) Gliederungsprinzip" (Gegenstand = sprachliches Zeichen). Und es ist eine andere Sache, z.B. bei obiger Strukturbeschreibung Gesichtspunkte aus 4 verschiedenen Ebenen zusammenzutragen, die je auch sehr unterschiedliche Kriterien und Erkenntniswege kennzeichnen: Morphologie, Semantik, Literarkritik, Frage nach dem KHS. Beelzebul meldet sich. - Von "Nomen" zu reden ist sinnvoll<sup>38</sup>, von "Nominativ" dagegen Unsinn<sup>39</sup>. - Wer "Aktant" verwendet, setzt eine Prädikation, ein Urteil voraus. Aber das ist der prophetische Klageruf gerade nicht<sup>40</sup>. Im übrigen nützt es nichts, wenn lediglich von "Aktantenbezeichnung" die Rede ist. Es müßte präzisiert werden, welcher Art der Aktant ist (s.o. Ziff. 5.2). Das Merkmal "Textanfang" - das gesteht H. zu (vgl. 165) - hat Postulatcharakter und wird später nur teilweise verifiziert und abgesichert (s.o. Ziff. 2.5). - Ausgesprochen aus dem Rahmen fallend - im Verhältnis zum sonstigen geistigen Niveau - ist die Definition der "prophetischen Verwendung". Zunächst negativ: alle zeremoniellen Verwendungen sollen ausgeschlossen sein (vgl. 164). Eine positive Beschreibung wird nicht gegeben. Und wenn dann noch klar ist, daß zeremonielle Verwendungen sich "zitatweise in prophetischen Texten finden" (165), dann hat man vollends kein Kriterium in der Hand, das eine vom andern zu scheiden.

## 8. Schluß

Unbeschadet aller Wertungen im Einzelnen will ich hervorheben: die Beschäftigung mit H.s Dissertation kann zu einer intensiven Auseinandersetzung führen. Ich hielt es für sehr positiv, in dieser Auseinandersetzung viele methodische Positionen neu überdenken, z.T. verändern oder doch neu formulieren zu müssen. Dazu liefert H. viel linguistisches Material und viele kritische Bezugnahmen auf die bisherige alttestamentliche Forschung. Und es kann - obwohl es faktisch sein Buch kennzeichnet - m.E. kein entschei-

38 Das ließe sich durch Distributionsanalyse erhärten, vgl. J. LYONS, Einführung in die moderne Linguistik, München <sup>2</sup>1972, 72f. 149. 155f.

39 ... wenn man schon weiß, daß das Hebräische kasuslos ist. Da helfen auch Hilfskonstruktionen (vgl. 164) nichts. Der Terminus "Nominativ" ist auf eine Kasusendung festgelegt.

40 Sie können nur als aphrastische Verbindung verstanden werden (vgl. 199).



dender Einwand sein, er biete ein Zuviel an Theorie im Verhältnis zu dem, was er dann überzeugend in exegetische Praxis umsetzt. Denn zum einen fallen auch in Bezug auf letztere viele, interessante Gesichtspunkte an. Zum andern leidet die atl. Wissenschaft nicht an einem Zuviel an texttheoretischer Reflexion. Daher darf ein Werk diesen Aspekt stärker betonen. - "Neutestamentlich" eingekleidet geht meine Wertung dahin, daß texttheoretische Verheißungen keine Naherwartung rechtfertigen. Die Unterpfänder sind vergleichsweise noch dünn gesät. Ob die überhöhten Ansprüche H.s an sich selbst nicht einer zu "pneumatischen" Einstellung entspringen, der die Ernüchterung erst noch folgen muß? Immerhin vermag sein Beitrag ein perspektive-loses Vor-sich-Hinarbeiten zu verhindern. Da H. - wenn auch von anderem Startpunkt aus - wiederholt bei den gleichen Ergebnissen bzw. Aporien landet, wie viele von ihm Kritisierten, erlaubte ich mir in der Überschrift die Anspielung auf 1k 11,15.